Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

S. FISCHER

Peter Stephan Jungk

Marktgeflüster

Eine verborgene Heimat in Paris

S. Fischer

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.
Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO_2-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter:
www.klimaneutralerverlag.de

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411
FSC
www.fsc.org

Originalausgabe
Erschienen bei S. FISCHER
© 2021 S. Fischer Verlag GmbH,
Hedderichstr. 114, D-60596 Frankfurt am Main

Satz: Fotosatz Amann, Memmingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-10-397368-6

Mango, Manga

»Ich lese nie.«

»Nichts? Nie?«

»Nichts. Nie. Weißt du doch!«

»Keine Ausnahme?«

»Allerallerhöchstens Mangas. Bandes dessinées.« Hamzas Stimme klingt hoch, ein wenig krächzend. »Wenn du endlich ein Buch mit Zeichnungen machst, das lese ich dann. Versprochen!« Er grinst, meint es aber ernst. Schneidet in weichreifes Mangofleisch, Mango, das erinnere ihn an Mangas. Er reicht mir ein mit der Spitze eines scharfen kleinen Messers aufgespießtes goldgelbes Fruchtstück, mit der anderen Hand hat er inzwischen drei Mangos an eine Stammkundin verkauft.

Die Stammkundin ist ein Filmstar; versteckt hinter den Gläsern einer Sonnenbrille, wird sie hier von kaum jemandem erkannt. Man lässt Berühmtheiten in Ruhe am marché d'Aligre, man spricht sie nicht an, man achtet ihren Ungestörtheitskokon in einer Mischung aus Rücksicht und Scheu. Hamza geht ohnehin nicht oder nur äußerst selten ins Kino, er sieht kaum fern, er weiß nicht, wer die Schauspielerin ist. Er verlangt viel zu viel Geld von ihr, von uns, von all seinen Kunden, aber seine Mangos aus Mexiko, Brasilien, Peru sind unbestritten die besten weit und breit. Das Stück, das Hamza mir gegeben hat, schmilzt im Mund, es ist süß wie Blütenhonig, weich und fest zugleich, nass, saftig, so ähnlich schmeckte die

Frucht vom Baum der Erkenntnis, im Garten Eden, ich erinnere mich.

»Du weißt, wer das war vorhin?«, frage ich in den Sekunden, bevor neue Kunden auftauchen.

»Berühmt. Sehr berühmt. Sagt mir trotzdem nichts.« Hamza reinigt die Brillengläser mit dem unteren Saum seines schrillgelben Hemds.

An Tagen, da sein Vater den Stand führt, macht man lieber einen großen Bogen um die Verkaufstische für exotische Früchte. Hamzas Vater preist jedem Passanten seine Ware nicht bloß an, sondern drängt sie ihm auf. Er ist der aufdringlichste Marktverkäufer, den ich kenne. Wirft man auch nur einen scheuen Seitenblick auf den Stand in der rue d'Aligre, zehn Schritte von der imposanten großzügigen Markthalle entfernt, eilt er auf einen zu, nennt Preise, Rabatte, falls man mehrere Ananas, Passionsfrüchte, Papayas auf einmal nehme. Lehnt man dankend ab, insistiert er nur umso heftiger. Reagiert man ungehalten, beginnt er, ohne zu zögern, von neuem: »Hier, kosten Sie, kosten Sie, herrlich, hier, billig, zwei davon, nein, drei!«

Zugegeben, das seien Methoden der Vergangenheit, aber so habe er es gelernt, bevor seine Söhne geboren wurden, entschuldigt Hamza seinen Vater. »Er war ein einziges Mal in seinem Leben in New York, da hat er sich dieses Verkaufsrezept bei den Marktschreiern am Broadway abgeschaut, bei den Socken-, Unterhosen-, T-Shirt-Verkäufern. Er kann nicht anders.«

»Und deine Mutter?« Ich frage mich oft, warum ich Hamzas Mutter nie zu sehen bekomme. Die ältere, etwas bucklige Frau, die manchmal am Markt auftaucht, ist Hamzas Tante, die Schwester seines Vaters. Sie lebt seit einigen Jahren in Süd-

frankreich, besucht ihre Verwandten in der Hauptstadt immer seltener. Ich hake nach: »Warum sieht man hier eigentlich nie deine Mutter?«

Er bleibt die Antwort schuldig, widmet sich seiner Kundschaft, parliert auf Arabisch und Englisch, Französisch und Spanisch. Er spricht auch ein wenig Hebräisch, Russisch, Chinesisch und Japanisch, zumindest die Grußformeln, vielleicht sogar ein wenig mehr als das.

In einem kleinen Dorf im Norden Algeriens geboren, wanderte Hamza als Bub mit seinen Eltern nach Frankreich aus. Sein Name bedeutet ›Löwe‹, auch ›Tapferer Krieger‹ – arabische Namen, die übersetzt wie Indianernamen klingen. Der dreißigjährige Erstgeborene wirkt bullig, in letzter Zeit geht er ins Fitnessstudio, um abzunehmen und seine Muskeln zu trainieren. Er hat zwei Brüder, wilde Burschen, und eine Schwester. Erkundige ich mich nach Amel, weicht Hamza aus, auch sie sehe ich nie hier. Man munkelt auf dem Markt, sie sei bei der Familie in Ungnade gefallen, weil sie im kommenden Sommer einen Christen heirate. Hamzas Bruder Fares, vierundzwanzig, mit den abstehenden Ohren und den schweren Gliedern, der Riese Fares, der durchaus an den Golem der Prager Sage erinnert, war ab seinem dreizehnten Lebensjahr Hamzas williger Sklave, seit kurzem betreibt er seinen eigenen Stand. Seine Preise sind absurd hoch. Ich kaufe nichts bei ihm, reiche ihm aber jedes Mal die Hand, wenn ich ihn sehe. Ich fühle mich seltsam geadelt, in den Ritterstand der Markt-Eingeweihten gehoben, wenn Hamza oder Fares – ›Ritter‹, ›Reitersmann‹ ist die Bedeutung seines Namens – mir die Hand reichen. Einer solchen Geste kommt in dieser Stadt eine Besonderheit und Bedeutung zu, die nicht zu unterschätzen ist. Wem etwa im Café die Hand nicht gereicht wird, der

gehört nicht zur Gemeinschaft der wahren Einheimischen, ist entweder Tourist oder ein Ausländer, der sich einbildet, Paris zu seiner Heimat erklären zu dürfen.

Hamzas jüngster Bruder Ishaq, was ›Der, der lacht‹ bedeutet –, hat mir noch nie die Hand gereicht. Er trägt seine Baseballkappe ausnahmslos mit dem Schirm nach hinten, geht ernst, behäbig und vornübergebeugt seiner Wege, wirkt allein dadurch um Jahre älter als einundzwanzig. Fünfmal in der Woche steht er zwischen drei und vier Uhr morgens auf, um mit einem riesigen Lastwagen nach Rungis am Rand der Metropole, nahe dem Flughafen Orly, zu fahren und auf dem größten Markt Europas den täglichen Nachschub für die Früchte- und Gemüsestände seiner Brüder und seines nervensägenden Vaters zu besorgen.

»Warum lebst du bei deiner Lebensgeschichte eigentlich nicht in Amerika, England oder in Allemagne, Autriche, Suisse oder Weißgottwo?«, will Hamza in Monatsabständen von mir wissen. »Wir freuen uns ja, dass du hier bist. Aber warum hier, warum ausgerechnet hier? In Kalifornien geboren, das behauptest du zumindest, du Glücklicher, und hast einen amerikanischen Pass? Aber aufgewachsen bist du in Europa und hast deshalb auch einen europäischen Pass? Und von welchem Land genau? Bist seit drei Jahrzehnten in Frankreich, aber Staatsbürger bist du hier nicht? Wie soll sich da jemand auskennen bei dir, bei so viel Herkunft?«

Ich bin der Beantwortung seiner Fragen bisher immer ausgewichen. Es ist an der Zeit, denke ich, Hamza angemessen Auskunft zu erteilen. Er dürfte meine ausufernden Erklärungen, sobald sie ins Französische übersetzt sein werden, voraussichtlich nicht lesen. Es sei denn, ich publizierte sie als Mangas.

Die Filmschauspielerin

Ich habe zugegebenermaßen einen etwas peinlichen Hang zu Berühmtheiten. Eine sonderbare Lust, ihnen nahezukommen, sie kennenzulernen, mich mit ihnen anzufreunden. Ich fühle mich in ihrer Nähe wie unter einem Schutzschirm, beruhige mich, bilde mir ein, in ihrem Schatten gut aufgehoben zu sein. Sitzen etwa ein Filmregisseur oder ein prominenter Schlagersänger, eine bekannte Eiskunstläuferin, ein Nobelpreisträger, eine Pianistin oder eine gefeierte Violinistin im Flugzeug mit mir, bin ich überzeugt, diese Maschine werde nicht abstürzen.

Diese Neigung, bei ihnen Nähe zu suchen, führe ich auf meinen dritten Geburtstag zurück, am North Ogden Drive, im Herzen Hollywoods, den ich deutlich erinnere, womöglich weil beide Eltern mir damals zuflüsterten: Diesen Nachmittag wirst du dein Leben lang nicht vergessen. Mutter hatte ihre Freundinnen, die Schauspielerinnen Hedy Lamarr und Paulette Goddard, sowie zwei ihrer verflossenen Liebhaber, Errol Flynn und Paul Henreid, eingeladen, Vater seinen Jugendschwarm Lilli Palmer. Curd Jürgens kam, Alma Mahler brachte den Dirigenten Bruno Walter mit, sie alle und viele andere Gäste umringten mich, als sei ich der jüngst reinkarnierte Dalai Lama. Ich sehe einen kirchenschiffhohen Raum vor mir und mehrere Reihen kleiner hölzerner Stühle, ein kühler Wind weht durch das Haus, obwohl es draußen unerträglich heiß ist, an jenem Dezembernachmittag.

Ich stelle der Filmschauspielerin nach. Wohin geht sie als Nächstes mit den sieben Einkaufstüten, drei in der linken, vier in der rechten Hand? Unentschlossen umrundet sie die Aligre-Halle. Ihre Sonnenbrille wirkt an diesem dunklen, nieselregnerischen Morgen ein wenig fehl am Platz. Sie ist groß gewachsen und viel zu dünn, bewegt sich pantherähnlich. Man sagt ihr nach, sie sei Mythomanin. Mutter Algerierin, der Vater, in Vietnam geboren, wuchs in der Bretagne auf. Die Eltern verprügelten ihre Tochter regelmäßig, als sie in die Pubertät kam. In ihrem ersten großen Film, in dem sie Regie führte und die Hauptrolle spielte, rechnete sie unbarmherzig mit Vater und Mutter ab.

Vorsichtigen Abstand haltend, studiere ich die Kleidung der Pantherähnlichen, eine sorgfältig komponierte Zusammenstellung über Zeiten und Herkünfte hinweg; die eng anliegende, schwarze Jacke, die dunkelgrauen Givenchy-Hosen, die blütenweiße Seidenbluse. Vor einer Woche beobachtete ich, wie sie jedes dieser Stücke bedächtig, geduldig aussuchte, bei Geneviève, hier, am Flohmarkt, der einer der drei Teile des marché d'Aligre ist. Geneviève verkauft die besten Garderoben bekannter Couturiers aus zweiter, dritter, vierter Hand.

Eine alte Bettlerin begrüßt jeden, der ihr über den Weg läuft, sie taucht ausschließlich an Samstagen hier auf, so auch an diesem Samstag vor Ostern, wünscht uns allen einen guten, glücklichen Tag. Langes Kleid, Mantel bis zu den Knöcheln, die Taschen vollgestopft mit Funden aus den Mülltonnen. Die Uralte blickt jeden zuerst ganz offen an, dann lächelt sie süß und ruft mit froher Fistelstimme »Bonne journée!«. Auch die Schauspielerin wird von ihr so begrüßt, woraufhin auch sie entgegnet »Bonne journée!«. Mit Sicherheit hat sich die Bettlerin ebenfalls am Markt eingekleidet, bei den Sauvettes, den

Roma und Sinti, den illegalen Straßenhändlern am Rande der Brocante, bei denen es Waren zwischen ein und drei Euro zu kaufen gibt. Bis die Polizei auftaucht, mehrmals in der Woche. Dann raffen die Sauvettes, Männer, Frauen, Kinder, ihre Sachen zusammen und sind innerhalb von Sekunden, schwer bepackt, in alle Himmelsrichtungen verschwunden.

Der Blumenstand befindet sich nicht weit von Hamzas exotischen Früchten entfernt, vor einem der hohen, schmiedeeisernen Eingangsgitter zur Markthalle. Die Schauspielerin kauft Tulpen, mehrere Sträuße weißer, gelber und roter Tulpen – wie will sie das alles tragen? Biete ich ihr an, sie zu begleiten? Undenkbar, ihre Anonymität zu missachten. Sie bittet Jean-Jacques, den jungen Blumenhändler, er möge ihr die Sträuße in einer halben Stunde nach Hause liefern. La chance! Der Glückliche! Sie lacht laut über einen seiner Scherze, zeigt ihre riesigen, sehr weißen Zähne. Ein Witz, den ich nicht ganz verstehe – ich stehe eine Spur zu weit entfernt, damit die Verfolgte nicht bemerke, dass ich ihr nachspioniere – über eine Schar von Zuhältern, als es die Hallen im Herzen der Stadt noch gab. Die Hallen, die man den Bauch von Paris nannte. Den marché d'Aligre bezeichnete man im neunzehnten und zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts – da herrschte hier noch weit heftigeres Markttreiben, dichter, lauter, intensiver als heute – als den *zweiten* Bauch von Paris.

Jean-Jacques, das ungewaschene, fettige lange Haar zum Pferdeschwanz gebunden, Arme und Beine von grellbunten Tätowierungen übersät, sieht immer unausgeschlafen aus, er ist laut, ziemlich rabiat und stets betrunken. Oder nimmt er Aufputschpillen? Schnupft er Crack, Kokain, schluckt er Ecstasy? Seine Bewegungen wirken heftig, eckig und hektisch, als bliebe ihm zu wenig Zeit, um noch alle Handgriffe des Tages zu

erledigen. In Stundenabständen verschwindet er, um sein Wasser abzuschlagen und den Alkohol- oder Drogenpegel aufzufrischen. Danach sitzt er, die Beine breit von sich gestreckt, sein schwarzer Schäferhund Aztec zu seinen Füßen, in einem der acht Cafés, die den Markt bestücken wie Diamanten eine Brosche, und hebt sein Glas. Währenddessen klagen Mutter und Großmutter, die seine Angestellten sind – sein Vater hat auf dem Sterbebett allein ihm den Blumenstand vererbt –, ihr Leid. Ausgerechnet Jean-Jacques darf der Filmschauspielerin die Blumen liefern?

Die alte Bettlerin hält allen ihr schmutziges Händchen hin, wünscht mit einem Mal niemandem mehr »bonne journée«, blickt düster vor sich hin, flucht auf eine Sinti-Frau, die einen Kinderwagen vor sich herschiebt und ebenfalls aufdringlich bettelt, wobei sie andauernd den Weg ihrer Konkurrentin kreuzt. Die Sinti-Frau mit dem speckig-fleckigen Kopftuch führt jede Woche ein neues ausgeliehenes Baby oder Kleinkind spazieren, nie Buben, immer Mädchen, und je größer das Kind, das sie mitführt, desto schwieriger ist es zu bändigen, denn Vier- und Fünfjährige wollen nicht mehr im Wagen sitzen. Dann brüllt die Sinti-Frau sie nieder, bis sie sich wieder in den Wagen setzen und heulend durch das Marktgelände schieben lassen.

Die Filmschauspielerin steckt der Bettlerin ein Zweieurostück zu, bewegt sich langsam die rue d'Aligre hinauf, in Richtung der rue Faubourg Saint-Antoine. Sie schlendert die schmale Straße entlang, zu den vormittäglichen Marktstunden ausnahmslos Fußgängerzone; zwei Dutzend Gemüse-, Salat-, Obststände, vielleicht sogar mehr, die vor Farben, Formen, Düften gleichsam überschäumen, sind beiderseits wie eine Art Spalier aufgebaut. Ich bewege mich an hoch aufgeschich-

teten Auberginen-, Tomaten-, Zucchini-, Artischockenbergen vorbei, die üppige Farbenpracht, der Wohlgeruch des ausufernden Obstangebots sind ein nicht enden wollender Genuss. Wohin man blickt: frische Ware, Schönheit, Qualität, und darüber liegt das Geschrei der stolzen Verkäufer. Rhabarber und Ananas, Passionsfrüchte und Kiwis türmen sich neben den saisonalen Gemüsesorten Chicorées und Karotten, Radieschen und Avocados. Der erste Spargel taucht auf, der grüne, aus Nordamerika und China importiert, der weiße Spargel aus den Anbaugebieten im Elsass. Wie zornig vor einigen Jahren Michelle reagierte, die verführerische, zugleich vollkommen unnahbare Verkäuferin an einem der Stände vor der hohen Halle Beauvau, als ich es wagte, im September nach Endivien zu fragen: »Ce n'est pas la saison, monsieur!« Was mir einfalle, außerhalb der Saison Chicorées zu verlangen. Michelle ähnelt eher einer aufstrebenden Bankangestellten als einer Marktfrau; sie hat schon verschiedentlich versucht, mir meine Illusionen von einem Markt ohne Schattenseiten zu rauben. Nur an ihrem Stand könne man ganz sicher sein, Produkte vorzufinden, die nicht von Verbrechersyndikaten wie der italienischen Mafia kontrolliert seien: »Die berühmten Kirschtomaten aus Pachino zum Beispiel, die hier überall, außer bei uns, ausliegen? Die kommen von der sizilianischen ›Stidda‹ und werden um die halbe Welt versandt. Ein Kilo der ›Pomodorini‹ kostet die Hersteller, die afrikanische Sklaven beschäftigen, etwa 40 Cent. In Mailand zahlt man dafür 7,50 Euro, hier am Aligre immerhin 6, in London 12 Pfund, in Kanada mehr als 15 Kanadische Dollar. Sogar beim Kokain ist die Handelsspanne geringer, Koks muss die Mafia ja erst nach Europa schmuggeln, bereits die Logistik kostet enorm viel Geld. Gemüse ist unschuldiger …«

Ich lasse mir meine Freude nicht rauben: Parallel zu den Marktständen säumen Bäckerstuben und enge Läden für Käse, Fleisch und Fisch, für Wein, Tee, Kaffee und Gewürze sowie ein arabischer Friseur, eine Apotheke und zahlreiche kleine Esslokale die rue d'Aligre, vietnamesische, chinesische, thailändische, arabische, italienische Küchen. Ein Dönerimbiss, der unter den Marktleuten als ›Le Grec‹ bekannt ist, nennt sich ›Restaurant Turc‹, dabei sind die Besitzer, meine Freunde Muchtazzar und Dogan, mitnichten Griechen, und Türken schon gar nicht: Es sind Kurden aus dem Norden des Irak. Und sie mögen die Türken absolut nicht.

»Warum nennt ihr euer Lokal dann ›Restaurant Turc‹?«

Dogan hebt die Schultern: »Das kennen die Leute. Aber was Kurden sind, weiß doch kaum jemand …«

Bemerkt denn die Raubkatzenähnliche nicht, dass ich ihr nachspüre? Wittert sie mich nicht? Die portugiesische Käseverkäuferin Matilde winkt ihr zu. Vor über vierzig Jahren kam sie aus Lissabon hier an und blieb – niemand ist länger mit einem Stand am marché vertreten als Matilde. Sie bewohnt ein kleines Studio unmittelbar über ihrem Arbeitsplatz, einem Eldorado französischer, italienischer, spanischer Käsesorten. Sie ist eine Cinemabegeisterte, die Studiofilme vehement ablehnt, hingegen Bergman, Fassbinder, Fellini, Antonioni, Kurosawa, Tarkowski gelten lässt. Unlängst fragte sie mich, ein wenig von oben herab, ob ich je von dem aus Chile stammenden Filmregisseur Alejandro Jodorowskys gehört hätte, war überaus überrascht, dass ich seinen Film ›El Topo‹ bereits 1975 in Santa Monica, in einer Mitternachtsvorstellung eines kleinen Programmkinos gesehen hatte. Die Leinwand des *Nuart*, erzählte ich Matilde, konnte man nur durch einen Schleier wahrnehmen, so dicht war der Marihuanarauch im Saal.